

Get well, Gaga

Lady Gaga spielt in einer Liga für sich: Rihanna singt oft nicht live; Lana Del Rey kann nicht tanzen; Madonna ist sowieso keine Musikerin; und die einzige Konkurrenz, Beyoncé, spielt keine Instrumente mehr während ihrer Live-Shows. Unvergessen, wie Lady Gaga im Oktober 2013 beim Auftritt in der Mehrzweck-Arena (beziehungsweise damals noch Mehrzweck-World) am Ostbahnhof nach allerlei Discohits, queerem Empowerment, Plüschtierkostümwechseln und Choreos mit hotten Tänzern plötzlich ganz allein am weißen Klavier saß und „Dope“ anstimmte, eine akustische Ballade, die sie Stefani widmete: „My heart would break without you / Might not awake without you / Been hurting low, from living high for so long“. Depression und Drogensucht und posttraumatische Belastungsstörung. Stefani, das muss man wissen, ist sie selbst: Stefani Joanne Angelina Germanotta. Am Montag hat sie ihre Europa-Tour auf Anfang 2018 verschoben, auch den geplanten Berliner Auftritt im Oktober. Nicht nur Hüftschmerzen seien schuld, hat sie getwittert. Get well soon, Gaga. Oder, wie American-Songbook-Legende Tony Bennett sie stets liebevoll nennt: Lady.



David Lynch lässt grüßen: die Ectoplasm Girls aus Schweden

KONZERTREIHE



Kopforgasmus dank Wundertütenprogramm

Der Kurator Michael Rosen verfolgt mit seinem „Kiezsalon“ ein originelles Konzept: Jedes Konzert dauert nur 30 Minuten. 30 Minuten, die man nicht vergisst

Jeder, der schon einmal versehentlich in eine Frank-Castorf-Inszenierung geraten ist, kennt diese Abende, die dem hochkulturbeflissenen Publikum Geduld und Sitzfleisch abverlangen, die sich bis spät in die Nacht, ja bis in die frühen Morgenstunden hineinziehen – und noch immer kein Ende in Sicht. Kunst als kalkulierte Zumutung, die den Besuchern viel gibt, aber auch viel nimmt, vor allem Zeit.

Ganz anders die Kiezsalon-Reihe des Kurators Michael Rosen: Er räumt den eingeladenen Künstlern maximal 30 Minuten ein, mehr nicht. „Ich mag kurze Konzerte“, sagt er. „Denn sonst schaltet irgendwann der Kopf ab.“ Als ihn zum Beispiel der gefeierte New Yorker Schlagzeuger Greg Fox um mehr Zeit bat, beharrte er rigoros auf seiner Vorgabe. Also spielte auch Greg Fox nur eine halbe Stunde – und das funktionierte offenbar derart gut, dass der Drummer ebendiese 30 Minuten nicht vergessen und bei einem späteren Konzert noch von ihnen schwärmen sollte. Es war einer dieser Gänsehautmomente in seiner Konzertreihe, erzählt Michael Rosen, der seit 2015 an ausgewählten Mittwochnachmittagen in die Musikbrauerei in Prenzlauer Berg einlädt.

„Ich gebe dem Publikum Zeit und Raum“, erklärt Rosen sein kompaktes, rezipientenfreundliches Konzept. Eine Stunde Pause zwischen den beiden Auftritten – und eine zweite Halle, eine Art Salon, in dem sich die Besucher auch während des Konzerts frei bewegen dürfen.

Die Musikkritiker, die sich regelmäßig unter die 200 Gäste mischen, schätzen den Kiezsalon als Fundgrube für neue Entdeckungen, als „gut sortiertes Wundertütenprogramm“ zwischen „Laptop-Krach, improvisierter Musik und psychedelischem Folk“, zu dem ausgesuchter Wein, etwa „ein Gläschen Gutedel“ gereicht wird. Im Juni begeisterte ein Schwesternpaar aus dem südindischen Chennai mit elektronischer, tranceartiger Mandolinemusik. „Da die Abende immer ausverkauft sind, kann ich mir die Freiheit nehmen, weniger bekannte Musiker einzuladen“, sagt Rosen. „Ich bin nicht auf große Namen angewiesen.“ Überhaupt ärgere ihn das an der Berliner Kulturlandschaft: Es fehle der Mut, Künstlern eine Bühne zu geben, die man in der Stadt noch nicht kennt.

Und so hat Michael Rosen wieder ein einigermaßen überraschendes Herbstpro-